



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : (dritte Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Dritte Fortsetzung)

Die Edelfrau drückte ihren Kater an sich und war verschwunden, ehe Jupp merkte, daß es ein Delinquent war, der dort weggetragen wurde. Doch über den Gulden schmunzelte er und nahm sich vor, dem Stadtschreiber zu melden, daß der böse Kater eines plötzlichen Todes gestorben sei, wie das bei ihm nur begreiflich war. Auch Sebastian ging wieder in sein Häuschen zurück. Die Nachmittagssonne stand in seinem Garten, und durch das Loch in der Mauer und die Gseuranken sah er wieder in die weite Welt. Sein neuer Hausgenosse, der Bursch, kam ihm entgegen, wedelte und brachte ihm eine halb verzehrte Ratte. Er war kein Kostverächter und säuberte das Haus von Inzassen, die auch Sebastian nicht gefielen. Dann aber schnupperte er an dem Wandschrank, wo noch ein Teil der Würste und das geräucherte Fleisch lagen. Er schien für Wechsel in der Nahrung zu sein, während Sebastian errötete. Denn es war ihm klar geworden, daß dieses angenehme Paket nicht direkt vom heiligen Sebastian kam, sondern von dem Botenwagen der Gritt, dem er in der engen Gasse begegnete. Er hatte kein ganz reines Gewissen, tröstete sich aber mit Elias, den die Raben in der Wüste speisten. Niemand wußte, woher sie das Brot nahmen. Also ging er zum Schrank, stärkte sich, und Bursch, sein Kabe, erhielt sein Teil. Aber beim Essen kamen wieder die Gedanken, die ihn verfolgten und unruhig machten, und er nahm sich vor, morgen zum Stadtschreiber zu gehen und ihn zu bitten, daß er, der Herr von Wiltberg, ein ernstes Wort mit dem verirrtten Geschöpf reden dürfte. Mit der Fremden, die, ob sie nun eine Lutherische oder eine Hexe war, jedenfalls auf den Wegen des Bösen wandelte.

Während Sebastian sich dies vornahm, stand die Botenfrau Gritt vor dem Stadtschreiber und redete auf ihn ein.

„Werter Herr, ich habe den Paden oben auf meinen Wagen gelegt, und was darinnen war, ist alles in Ordnung gewesen. Zwei Gulden habe ich dafür ausgegeben, und ich habe es billig gekriegt, weil der Fleischer in Koblenz mich kennt und mich nit anführen darf! Und wenn nun der Paden nit mehr auf meinem Wagen war, so ist es daher, daß sich der Böse ein scheußliches Spiel mit mir erlaubte. Was wohl daher kommt, daß ja eine Hexe hier im Turm

sitzen soll! O, ich kenne das! Einmal in Koblenz, als ich am Rhein entlang ging und vergessen hatte, mein Gebet zu sagen —“

„Gib mir die zwei Gulden zurück, die mir gehören!“ unterbrach sie der Schreiber. Er saß an seinem Tisch, der mit Papieren bedeckt war und strich mit der Gänsefeder über die blanke Platte.

„Herr Stadtschreiber, das Geld gab ich für das Fleisch, die Würste und für den Malvafier!“

Lambert Wendemut richtete seine kalten Augen auf die Frau.

„Wo ist das Fleisch, wo ist mein Malvafier?“

„Ich weiß es nit, werter Herr, ich —“

„Du wirst in den Turm müssen, wegen Diebstahls!“

„Ich? Heilige Mutter Gottes! Ich sprach die Wahrheit, glaubt es mir, Herr!“

„So gib das Geld wieder!“

Die massive Gestalt der Frau sank in sich zusammen.

„Ich hab es ja nit! Habt doch Erbarmen! Vier Kinder soll ich satt machen!“

Die Gritt war häßlich. Verarbeitet, mit wetterhartem Gesicht und wilden Haaren. Wie sie nun die Hände zusammenlegte und ihre trüben Augen zu dem harten Antlitz des Mannes am Schreibtisch erhob, hatte sie doch etwas Rührendes. Wendemut sah es nicht, er war gelb vor Verdruß geworden und spielte mit der Glocke, die vor ihm stand. Wenn sie klingelte, kam Zupp, der Büttel, der draußen auf seine Befehle wartete, und dann wanderte die Gritt in den Turm. Wann kam sie wieder heraus? Vielleicht, wenn sie bei der magern Kost Hungers gestorben war; denn es gab nur Wasser und Brot, und das nicht reichlich.

Die arme Gritt schauderte, wenn sie daran dachte. Ach Gott, wenn sie zwei Gulden gehabt hätte, wie gern würde sie sie gegeben haben! Wie aber sollte sie zu der großen Summe kommen? Sie hatte nur Geld in der Hand, wenn sie für andere etwas kaufte, sie selbst verdiente wenig. Gerade so viel, daß vier Kinder nicht verhungerten.

„Also, du wirst in den Turm gehen!“

Die Gritt fiel auf die Knie.

„Herr Stadtschreiber, ich will alle Strafe tun, nur dieses nicht! Was soll aus meinen Kindern werden? Und ich selbst: so aus der Arbeit weg und doch unschuldig; ich will arbeiten bis ich das Geld wieder habe! Nur kein Gefängnis!“

Sie winselte wie ein Tier, und der Mächtige betrachtete sie verächtlich. Wie doch die Menschen furchtsam waren, und wie war es schön, ihnen Furcht einzuflößen!

„Willst du mir einen Brief besorgen?“ fragte er plötzlich, und die Gritt atmete auf.

„Was der Herr will! Alles, was ich tun kann, soll geschehen, und wenn mir das Blut aus den Fingern spritzt!“

„Das tut nicht nötig!“ Der Stadtschreiber spielte mit seiner Feder.

„Weißt du, wo Schloß Elz liegt?“

Sie machte eine bejahende Bewegung.

„Ich habe gehört, da wären Franzosen —“

„Mag sein!“ Er sprach gleichgültig. „Bring diesen Brief an einen Kavaller, dessen Namen ich dir nenne. An keinen andern; wen du siehst, dem mußt du sagen, daß du nur den Herzog von Tremouille sprechen willst. Ihm gib den Brief! Er wird Dich belohnen!“

Wendemut sprach langsam und die Frau überkam ein Zittern. An der Mosel hausten die Franzosen wie die Wilden. Ganz Koblenz war voll gewesen von ihren Schändlichkeiten. Der Kurfürst, der in Ehrenbreitstein wohnte, sollte bitterlich geweint haben, wie er hörte, daß die Weinberge verbrannt wurden und die Menschen gehängt und zu Tode gepeinigt.

„Du wirst noch heut Abend gehen!“ Lambert Wendemut sprach gleichgültig.

„Den Brief lieferst du ab und der Herr Herzog wird dir eine Empfangsbestätigung geben. Zeigst du mir diese nicht vor, brauchst du nicht wieder hierherzukommen. Deine Würmer werden dann aus der Stadt gejagt!“

Gritt erwiderte kein Wort. Sie wunderte sich kaum. Die Mächtigen der Erde waren einmal so — wer ihnen nicht gehorchte, der mußte sterben oder ins Gefängnis. Sie nahm den Brief, steckte ihn unter ihr Brusttuch und horchte auf einige Weisungen, die ihr der Stadtschreiber noch erteilte. Ganz spät, diesen Abend, sollte sie die Stadt verlassen. Mit einem Schein, daß sie es durfte. Auch dies Papier hielt sie bald in der Hand, ging aus dem spitzgiebligen Rathaus auf die Straße und merkte es kaum, daß es regnete und daß der Wind scharf von der Eifel her wehte. Silig schlüpfte sie in ein Nebengäßchen, wo ihre Wohnung lag, und sagte ihren Kindern kaum Guten Abend. Die saßen um ein sparsames Feuer, das auf dem Herde brannte und kochten eine magere Wassersuppe. Das älteste Mädchen war zwölf Jahre alt, die besorgte den elenden Hausstand, wusch und flickte für die anderen. Die Kinder lachten vergnügt, als die Mutter eintrat. Wenn sie in Koblenz gewesen war, gab es meistens nachher etwas Gutes zu essen. Ein Stück alten Platz vom Bäcker, oder einige Knochen vom Fleischer, aus denen man Suppe kochen konnte. Gestern hatte die Mutter auch etwas zu essen mitgebracht, aber sie war dann gleich wieder weggelaufen, weil sie etwas verloren hatte, und das schien auch heute noch nicht wieder da zu sein. Den ganzen Tag war Frau Gritt umhergelaufen, nun setzte sie sich auf einen Schemel und stützte den Kopf in die Hand.

Lies, ihre Älteste, sah sie fragend an.

„Mutter, war da nit was im Korb für uns? Wir haben heute noch niz zu essen gehabt!“

Gritt zeigte mit dem Finger auf ein Wandbrett. Dort lag, gut eingepackt, ein Brot und ein kleines Stück Fleisch.

„Gibt es nur!“

„Sollst auch was haben!“ meinte Lies, aber die Botenfrau stand auf und ging aus der Thür, ohne noch einen Blick rückwärts zu tun. Sie mußte, daß sie nicht wiederkommen würde. Schon in die Nähe von Koblenz sollten die Franzosen kommen. Also würde sie ihnen gleich in die Hände laufen. Und was dann mit ihr geschah, das konnte sie sich denken! Hübsch war sie nicht und alt war sie auch — spät war sie zur Ehe gekommen, und der Franz, der sie endlich freite, war schon lange tot. Aber lieber würde sie noch eine Zeitlang gelebt haben, wenn auch das Leben wenig Freuden bot. Aber was sagte der Pfarrer in der Beichte? Zur Freude käme kein Mensch auf die Welt, und nur zum Leide. Ja, der hochwürdige Herr mußte es wissen. Also mußte man wohl dem Leide entgegengehen und sich freuen, wenn es nicht zu lange dauerte. Doch war es besser, den Kindern nicht Lebewohl zu sagen. Wenn die Mutter nicht wiederlehrte, so mußten sie sich eben durchschlagen.

Gritt schlüpfte an den Häusern entlang, sah, wie hier und dort ein Lichtschein aufblitzte, und blieb endlich vor einem Hause stehen, in dem ein Fenster recht hell war. Hier wohnte der Herr Bürgermeister, und wenn er nicht krank gewesen wäre, würde Lambert Wendemut nicht regieren und sie in ihren Tod schicken. Aber er lag mit verbundenen Beinen und schrie manchmal vor Schmerzen, und seine Frau sagte, das wäre die Strafe, weil er immer so gern einen Becher Wein getrunken habe. Aber er war ein guter Herr und würde Gritt glauben, wenn sie sagte, daß die Hexe den Packer vom Wagen gezaubert habe. Ja, die Hexe! Gritt kroch an den Häusern entlang, bis sie zum Turm kam — trotzig und dunkel lag er dort, und in ihm wohnte die Böse, die über Gritt das Unglück gebracht hatte.

Die Schustermeisterin Gallich von der Ecke hatte es ihr gleich gesagt, als sie den verlorenen Packer suchte und nicht finden konnte.

„Paß auf, Gritt! Wir haben eine Teufelsbuhlerin in der Stadt — heut morgen sind bei mir sieben Schiefer vom Dach gefallen und unser Schwein hat den Husten. Und nebenan beim Färber ist das älteste Kind in Krämpfen gestorben!“

Gritt schauderte, wenn sie an das Elend dachte, das so eine Teufelsbündlerin anstiften konnte, und in ihrem Herzen stieg wilder Zorn auf. Wenn sie doch die Hexe erwischen und sie mit verbrennen könnte! Sie hatte sie ins Unglück gestürzt! Allerlei Geschichten gingen durch ihren Kopf. Wenn sie sonst mit ihrem Handwagen nach Koblenz zog und dort Besorgungen machte, dann dachte sie nie etwas. Nun aber fiel ihr eine Zauber Geschichte nach der anderen ein. Überall gab es böse Geister, sie quälten die Menschen und brachten sie in die Hölle! Und nun war eine solche Zauberin hier in der Stadt, und sie, die arme Gritt, mußte deswegen in den Tod!

Es war dunkel geworden und Gritt ging zum Dsttor, um Auslaß zu begehren. Da saß der Torwart und sticte einen Korb. Denn er war auch

Korbflechter und freute sich des Nebenverdienstes. Er konnte nicht lesen, aber als ihm Gritt das Siegel der Stadt wies, zeigte er ein paar Zahnstummel und humpelte zum Thor, um es mit einem gewaltigen Schlüssel zu öffnen.

„Willst als wieder einkaufen, Gritt?“ fragte er, und sie murmelte etwas Unverständliches. Sie konnte den alten Kaul nicht leiden, aber heut abend wurde ihr der Abschied sogar von ihm schwer. Nun stand sie draußen; von den Bergen kam der Wind und der Regen, und in den kahlen Bäumen rauschte es drohend. Aber Gritt schlug sich das Tuch fest um den Kopf, senkte ihn und ging trotzig feldeinwärts. Sie kannte den Weg an die Mosel. Durch Wald ging es und an kahlen Höhen vorüber. Bis sich die Höhen abwärts neigten und die flinke Mosel ihre Gewässer durch die Weinberge führte. Es war wärmer dort, und vielleicht blühten schon die Bäume und die Bauern gruben in den Weinbergen, wenn sie nicht von den Franzosen totgeschlagen wurden.

Der Wind wurde stärker und Gritt senkte den Kopf immer tiefer. Der Regen war kalt wie Eis und tat ihr weh; einen Augenblick blieb sie stehen, um Atem zu holen, dann ging sie wieder weiter. Weshalb wohl der Stadtschreiber an den französischen Mann schrieb? Wieder blieb die Frau stehen und duckte sich in den Schutz von zwei großen Bäumen. Es war ihr, als kirrte etwas: waren die Franzosen schon so nahe, daß sie den ganzen Weg von der Mosel her gekommen waren? Und wenn die Franzosen die Stadt einnahmen, was wohl mit ihren Kindern werden würde? Die Lies war ein großes Ding und auch wohl hübsch. — Gritt hatte in Koblenz gehört, daß die Welschen manchmal die Mädchen mit sich nahmen, und daß kein Mensch wieder von ihnen hörte. Wenn ihre Lies nun so in die Welt verschleppt würde?

Es kirrte wieder, ein Pferd schnob, und dann rief eine Stimme: „Hier ist Schutz, gnädiger Herr! Ich kann ein Licht anzünden und auf die Karte blicken!“

Gritt schrie auf. Ein Pferd trat sie beinahe auf den Fuß und ein Reiterstiefel streifte sie.

„Hallo! Wen haben wir hier?“ Eine schwere Hand faßte sie.

„Erbarmen, Herr! Ich tat nichts Böses!“

„Das sagen sie alle!“ murrte die Stimme, während die Faust noch fester zupackte. „Sag, woher du kommst und was du hier tust! Zur Nachtzeit laufen ehrbare Weiber nicht auf der Landstraße umher!“

„Haltet sie, Jostas, und gebt mir das Feuerzeug!“ sagte eine andere, ruhigere Stimme. „Ich will auf der Karte nachschauen, wohin wir geritten sind!“

Ein Funken blitzte auf und bald brannte eine kleine Wachskerze, bei deren Schein Gritt zwei Berittene sah, die so dicht neben ihr standen, daß sie sich kaum vor den Hufen der Pferde retten konnte. Beide trugen einfache Lederkleidung, aber der eine hatte stolze Haltung und eine vornehme Sprache.

Beide Gesichter beugten sich über ein Blatt, das der jüngere in der Hand hielt, dann erlosch das Licht und der eine Reiter fluchte.

„Gottes Tod! Dieser verwünschte Sturm!“

„Laß das Fluchen, Josias!“ meinte der andere. „Wir geben den Leuten hier ein schlechtes Beispiel. Sollten uns besser betragen als sie!“

„Gnädigster Herr, es ist doch übel, sich so verritten zu haben! Eure Gnaden wollte nur ein wenig jenseits des Rheines reiten und nun sind wir mitten in der Wildnis und wissen nicht, ob die Franzosen vielleicht in der Nähe sind!“

„Ich glaube es nicht, Josias! Die letzten Nachrichten lauteten von der Mosel und ich meine, daß wir noch ein ganzes Stück bis dahin haben! Wo sind wir, gute Frau?“

Der Herr wandte sich mit dieser unerwarteten Frage an Gritt, und diese fuhr zusammen. Denn sie verstand nicht alles, was diese Herren redeten — das scharfe Hochdeutsch war ihr eben so fremd wie anderen der weiche rheinische Dialekt, aber soviel hörte sie doch, daß diese Reiter keine Franzosen und vielleicht vornehme Leute waren. Umsonst aber wanderte sie nicht seit vielen Jahren nach Koblenz, begegnete vornehmen Herren, und hatte doch auch einmal den Kurfürsten gesehen.

„Gnädige Herren,“ ihre Stimme klang weinerlich. „Ich bin eine arme Frau und muß tun, was mir die Obrigkeit gebietet. Und wenn diese will, daß ich gen Elz soll, wo die Franzosen brennen und morden, so —“

„Schwaz nicht lang! Hast du eine Botschaft?“

Das war wieder der Begleiter, der so rauh redete; aber beim Kerzenlicht hatte Gritt doch gesehen, daß er weder alt war noch häßlich. Und wenn er rauh redete, so wußte Gritt, daß alle Männer so sprachen.

Sie griff in das Brusttuch und zog ihren Brief hervor.

„Der Herr Stadtschreiber wollte, daß ein Franzosenherzog ihn kriegte. Aber wenn diese Herren deutsch reden und vielleicht nit so arg böß sind, so kann ich ihn auch hier abgeben. Ich bin eine arme Witfrau und meine Kinder hungern, wie wir alle in Mayen es tun!“

Sie brachte die Worte halb schluchzend hervor und der vornehme Herr nahm ihr das Schreiben aus der Hand.

„Laß sie mit uns kommen, Josias, vielleicht kann sie uns den Weg zum Rhein weisen!“

Ja, das konnte die Gritt. Im Regen und Sturm lief sie neben den beiden Reitern her, die ihre Tiere langsam gehen lassen mußten. Denn der Weg war schlecht, voller Löcher und großer Steine. Die Herren hatten sich verritten. Landeinwärts wollten sie reiten von Andernach aus, und da waren sie an die Berge gekommen, die sie nicht kannten und von denen sie nicht wußten, ob nicht die Franzosen darin säßen.

Einmal hielten sie ihre Pferde an und der, der Josias genannt wurde, holte aus seinem Mantelsack eine Lederflasche und einen goldenen Becher. Er füllte ihn und der andere trank einige Schluck, um dann zu sagen, daß die

Frau auch trinken sollte. So durfte Gritt aus dem kostbaren Becher trinken und der Wein glitt ihr wie Feuer durch die Adern, daß sie ganz lustig wurde. Pah — warum sollte sie dem Stadtschreiber den Willen tun und nicht den Deutschen, die freundlich waren? Ihre Kinder würde sie schon aus der Stadt bringen, ehe Herr Wendemut es merkte, und vielleicht konnte sie dann im Heer bleiben, das dem Kaiser gehörte. Denn soviel wußte sie doch von den Welt-händeln, daß der Kaiser mit den Franzosen kämpfte und daß ihm manche mächtige Herren beistanden.

Wenn die Franzosen nicht solche Mordbrenner gewesen wären, würde es Gritt gleichgültig gewesen sein, ob sie zu ihnen ging oder zu den anderen. Aber sie wußte, daß sie alles töteten, und diese Männer gaben ihr Wein und waren ganz freundlich.

Es kamen allmählich die Lichter von Andernach und in der Ferne blitzte der Rhein. Gritt hatte die Herren einen kurzen Waldpfad geführt; nun lag hier und dort ein Wachtfeuer, und ein Soldat stieß seine Muskete auf die Erde und rief: „Halt, wer da!“

„Seine Gnaden, der Herzog von Plön und Jostias von Sehestedt!“ rief der letztere.

Gritt warf einen raschen Blick auf den Reiter, neben dem sie einherschritt und der in so tiefen Gedanken war, daß er die Frau vergessen zu haben schien. Bei dem flackernden Feuerschein sah sie, wie groß und kräftig gebaut er war und wie mächtig sein Pferd — neben dem anderen — erschien. Ein trotziges Gesicht hatte er und lange dunkle Haare, die vom Regen glatt geworden waren und schwer über seine Schultern hingen. Vor einem großen Zelt hielt der Kappe an. Ein Diener trat mit einem großen Windlicht heraus und half dem Herzog vom Pferde, während Jostias von Sehestedt eilig aus dem Sattel sprang und sich dabei schüttelte.

„Gottes Tod, wir sind naß wie die Hechte im Plöner See!“

„Jostias, wenn Ihr noch einmal flucht, so soll Euch der Teufel holen!“ rief der Herzog ärgerlich und sah dann in Gritts Gesicht, das von einem breiten Lächeln verzogen wurde.

„Was lachst du?“

Aber Gritt zog sich ihr Kopftuch über Nase und Ohren, während der Junker Sehestedt sie am Arm faßte.

„Höre, Weib, kannst du waschen und flicken? Da war eine alte Marktentenderin, die mir meine Hemden wusch und mein Wams stopfte, wenn es Löcher hatte. Nun hat sie das Fieber und wir haben sie zu den Nonnen gebracht. Was aber hier umherläuft an anderen Weibern kann ich nicht leiden. Komm mit in mein Zelt und ich will dir deine Arbeit zeigen!“

Er zog die Frau mit sich in ein kleineres Zelt, das unweit des herzoglichen lag. Wüst sah es hier aus, als der Junker einen Wachsstock anzündete, lachte er verdrießlich, zog aber aus einem Bündel mehrere Kleidungsstücke und breitete sie vor Gritt aus.

„Sieh alles durch, Weib, und laß dir Wasser von irgend jemand geben. Zwirn und Nadeln müssen irgendwo liegen, suche sie nur!“

„Der Herr hat keinen Diener?“ Mitleidig sah Gritt auf einige zerlöcherete Seiden- und Samtröcke.

„Ich hatte einen, aber er ist mir totgeschossen worden und einen anderen mag ich nicht. Die stehlen alle wie die Raben, und wenn auch bei mir nicht viel zu stehlen ist, so mag ich nicht alles hergeben!“

Gritt suchte sich schon einen Fingerhut und Nähzeug aus dem Bündel, fädelt ein und begann zu stopfen. Der Junker hatte etwas Behagliches, das ihr gefiel, wenn der andere Herr wirklich ein Herzog war, so ging man ihm lieber aus dem Wege.

Es war kalt draußen und der Regen schlug durch die Zeltwände, daß sie naß wurden. Aber der Wachsstock brannte mit ruhigem Licht, und der Junker, der sich umgezogen hatte, legte sich auf eine Decke und schlief fest ein. Von draußen kam gelegentlich ein klirrender Schritt, ein Ruf, ein wilder Gesang, aber das schlechte Wetter machte das Lager still. Gritt nähte fleißig. Große Risse zeigten die feinen Röcke, und die Spitzen daran waren schmutzig und zerseht. Keine sorgsame Hand hatte über des Junkers Kleidung gewaltet, da war es gut, daß er sich zu helfen mußte und eine Frau vom Wege aufsaß. Wie fest er schlief. Gritt konnte sein junges, unbekümmertes Gesicht sehen, das sich dem Kerzenschein zuwandte. Ein kleines Bärtchen zierte seine Oberlippe und über die Stirn lief eine rote Narbe. Ob er wohl noch eine Mutter hatte, die um ihn sorgte und für ihn betete? Oder war er einer von den Ketzern, die sich lutherisch nannten und die Teufelsbrut waren?

Ein Soldat trat ein und setzte eine Schale mit heißer Suppe auf den kleinen Tisch. Er riß die Augen auf, als er Gritt sah, aber er sagte nichts. Zwei Scheiben Brot legte er neben das Essen und ging dann wieder. Der Junker war in die Höhe gefahren, sah die Suppe, legte sich aber gleich wieder.

„ß du nur!“ sagte er schlaftrunken.

Während er einschlief, schob Gritt die Schale zu sich heran, füllte sich einen Zinnbecher daraus und trank langsam und mit Behagen. Dies stille Sitzen im Zelt gefiel ihr und in der Suppe waren große Stücke Fleisch. Sie freute sich, den Stadtschreiber gleich verraten zu haben, sie wollte bei den Kaiserlichen bleiben. Sorgsam deckte sie den großen Rest der Suppe zu, aß ein Stück Brot und nähte weiter. Heute konnte sie nicht waschen, morgen aber sollte der Junker ein reines Hemd haben und einen heilen seidenen Rock.

Wieder betrat jemand das Zelt. Diesmal war es ein Diener, der auf seinem Rock ein gesticktes Messelblatt trug.

„Seine Gnaden will mit dir reden!“ sagte er, und Gritt mußte ihre Arbeit aus der Hand legen und freute sich nur, doch einen Teil der Suppe gegessen zu haben. Jetzt hätte sie nichts mehr herunterbringen können.

Da saß der Herzog in seinem Zelt. Mehrere Wachskerzen brannten um ihn herum, er selbst hatte einen mit Rissen belegten Stuhl und der ganze

Raum war mit einem schweren Teppich ausgelegt. Der Herzog trug einen dunkelblauen, mit Pelz besetzten Rock; sein langes schwarzes Haar war trocken geworden und begann sich wieder zu kräuseln. Er hielt den Brief in der Hand, den Gritt vom Stadtschreiber erhalten hatte und gab ihn ihr wieder.

„Du mußt tun, was dir dein Herr befahl, dieser Brief ist für einen französischen Herrn, wir wollen ihn nicht behalten!“

„Gnädiger Herr!“ Gritt wurde aufgeregt. „Die Franzosen bringen mich um und der Stadtschreiber, der mir das Papier gab, ist nit mein Herr!“

Der Herzog lehnte sich in seinen Stuhl zurück und wickelte sein langes Haar um die Hand.

„Es ist besser, du gehst, Weib; besser für uns und für dich. Die Franzosen werden dir nichts tun; ein Bote wird meistens nicht getötet und der Offizier, an den der Brief ist, wird dich vielleicht belohnen! Also gehe gleich!“

„Gleich?“ Gritt schluchzte. „Wenn Ihr wüßtet, wie zerrissen die Kleider vom Junker sind, so würdet Ihr schon erlauben, daß ich meine Arbeit zu Ende mache. Und der Junker ist gut, er hat mir nichts getan und mir seine Suppe gegeben!“

Der Herzog beugte sich über eine Karte. „Soll ich dir den nächsten Weg nach Elz zeigen?“

„Ich geh nit!“ trotzte sie. „Und was ich nit will, hab ich nie getan!“

„Dann muß ich dich also hängen lassen!“ Die Stimme des Herzogs klang ruhig, aber Gritt fühlte plötzlich, daß er im Ernst sprach. Sie brach in Tränen aus.

„So ein armes Weib, wie ich! Der Stadtschreiber von Mayen will mich ins Loch stecken, so ich ihm nit gehorch, und Ihr droht mit dem Strick! Und dabei bin ich allzeit ehrlich gewandelt und hab meine Kinder durchgebracht, so gut es ging. Vier Stück sind es und nur die älteste könnt sich allein helfen!“

Der Herzog sah aufmerksam in ihr grobes, verhärmttes Gesicht.

„Ich will nicht dein Böses, Frau, zieh hin gen Elz und sei klug wie eine Schlange und ohne Falsch wie eine Taube!“

Der Diener mit dem Messelblatt war schon wieder da und zog Gritt sanft aus dem Zelt.

„Du mußt tun, was er sagt!“ flüsterte er ihr zu. „Er ist klüger, als wir anderen zusammen!“

Wieder wollte Gritt eine laute Klage beginnen, als der Junker Sehestedt vor ihr stand und sie am Arm faßte.

„Heule nicht, Weib! Ich bring dich aus dem Lager! Ein Stück Brot und eine Wurst geb ich dir mit, dieweil du mir meine Suppe mit einem Tuch bedecktest und meinen letzten Goldtaler, den ich im Rock hatte, nicht nahmst! Und nun merke auf, was ich sage!“

(Fortsetzung folgt)